

Information | Satire | Kultur





Die andere Seite der Stadt.


September 2003

 EDITORIAL Seite 2

 KULTURKAMPF Seite 3

 GEKAUFT! Seite 8

 ÜBERLAND Seite 13

 TAGEBUCH Seite 17

 AUTOREN / KONTAKT Seite 22

PotZdam ist anders,

liebe Lesende, und so werden wir wohl das einzige Medium sein, was in diesen Tagen NICHT über die „Rumpelinos“ (Potsdams Telespargel-Volksmund für die geräuschintensiven Combino-Tramwagen) berichten wird. Wir finden auch das Theaterschiff nicht zu laut, und vor dem Brandenburg-Tag ist uns längst nicht so bange wie all den anderen Nörglern dieser Stadt.

Tun Sie's uns gleich: Blinzeln Sie in die letzten Sommersonnenstrahlen, lassen sie sich das letzte Kännchen nach draußen bringen und sammeln Sie Miniermottenleichen aus dem Kastanienlaub.

Die Redaktion

Trennungsversuch, lyrisch

Von M. Gänsel

Um's einmal nur und auch ganz kurz zu sagen:

Das war's – der große Sommer ist vorbei.

Erwartet werden jetzt die nächsten Klagen:

Wie kalt, wie regnerisch und öd es sei.

Erwartet werden jetzt Silvesterfragen,

Vielleicht die eine oder andere Idee,

Wenn's Weihnachten betrifft, muss man nichts sagen,

Wenn's nikolausig quälen will, dann geh.

Bald sitzen wohlig wir an heißen Glühweintassen,

Schon kräht kein Hahn mehr nach des Sommers Blüte.

Noch mag und kann man's kaum bis gar nicht fassen:

Es geht das Jahr, du Himmels liebe Güte!

Ja: Vor den Toren steht des Frostes Vater!

Oh: Dunkelheit und Nebelschwaden dräuen.

Mit hoch erhobnem Schwanz streicht Karl der Kater

Ums Plätzchenblech – und will's nicht länger scheuen.

Wer jetzt ein Paar ist, wird es lange bleiben:

In Herbst und Winter wird ja kaum verlassen,

Selbst wenn du willst: der Typ wird an dir kleiben

Und reiben sich und keinen Kuss verpassen.

© POTZDAM 2003 – M. Gänsel

Europa ist in Potsdam

„Königliche Visionen“ – ausgestellt im Kutschstall am Neuen Markt

Von Markus Wicke

„Wer Visionen hat, sollte zum Arzt gehen“, wer möchte dieser schlichten und treffenden Reaktion auf den Dummsprech gegenwärtiger Ankündigungspolitiker und anderer selbsternannter Visionäre nicht gern folgen. Dass Visionen jedoch nicht immer als Flucht vor Verantwortung und der Bearbeitung drängender Probleme verstanden wurden, sondern durchaus produktiv und positiv gewirkt und eine segenspendende Realität begründet haben, zeigt die neue Ausstellung des Potsdam-Museums im Kutschstall, dem beeindruckend restaurierten Domizil des Hauses der Brandenburg-Preußischen Geschichte am Neuen Markt.

„Königliche Visionen. Potsdam eine Stadt in der Mitte Europas“ so der Titel der überaus gelungenen Schau, die einen vielfarbigen historischen Bogen von dem kleinen Sumpf- und Sandstädtchen des 17. Jahrhunderts zur Residenzstadt europäischen Ranges im 20. Jahrhundert schlägt.

Zweierlei Einflüsse werden deutlich gemacht: einerseits die jeweiligen preußischen Herrscher, die durch ihre persönliche Handschrift in der Ansiedlungspolitik von Menschen und Institutionen und der jeweils geschickt darauf abgestimmten Architektur den „Geist des Ortes“ nachhaltig bestimmten; die sich jedoch andererseits immer leiten ließen von den Entwicklungen in den anderen europäischen Ländern. So wurde Potsdam als Einwanderungsstadt ein Schmelztiegel verschiedenster europäischer Völker und profitierte letztlich von den guten Ideen der Nachbarn. Der holländische Ordnungssinn, der sich in den geraden und sauberen Straßenzügen und den gezogenen Kanälen äußert, die französische Kirche als sichtbares Zeichen preußischer Glaubenstoleranz, die Russische Kolonie, die italienischen Villen und Schlösser: alles, was diese Stadt heute so einzigartig macht, verdankt sie fremden Einflüssen, die in der Ausstellung durch Gemälde, Pläne, Möbel und andere Exponate erfahrbar werden.

Die Ausstellungsmacher gingen dabei durchaus selektiv vor, griffen sich diesen und jenen Herrscher heraus, folgten nicht immer einer Chronologie und verloren sich trotzdem nicht im Chaos. Die zusammengetragenen Schaustücke, allesamt liebevoll und originell in Szene gesetzt, sind sehenswert, gerade in ihrer Entrücktheit. Der aufmerksame Besucher registriert vor allem verwundert, wie viel Schätze das Potsdam-Museum sein eigen nennen kann. So ist diese Ausstellung vor allem auch ein Plädoyer für ein festes Haus und eine ständige Ausstellung zur Geschichte der Stadt Potsdam, die sich ihrer kulturhistorischen Verantwortung bisher allzu gern unter Verweis auf die Sammlungen der Schlösserstiftung zu entledigen versucht hat. Nein, diese Stadt braucht ein historisches Museum als sichtbares Bekenntnis zu ihrer Geschichte, bevor neue Visionen entwickelt werden können. Denen, die mit der Ausstellung am Neuen Markt den Anfang gemacht haben, ist zu danken.

Königliche Visionen

Potsdam. Eine Stadt in der Mitte Europas

Ausstellung vom 30. August 2003 bis 28. März 2004

Kutschstall, Am Neuen Markt

Katalog: 25,00 Euro in der Ausstellung

© POTSDAM 2003 – Markus Wicke

Wonach Er sich zu richten hat!

Potzdamer Tagesbefehle

Nicht kaufen, Günther Jauch!

Der Hof ist klein und dunkel, die Fassade ist nur vorn angemalt, und die Leute, die in dem Haus wohnen, bieten Stoff für mindestens fünf BILD-Zeitungs-Geschichten, deren Überschriften wir schon im Voraus ahnen:

„Besoffen aus Jauch-Mietshaus gefallen, muss er jetzt zahlen?“

Familientragedie in neuer Jauch-Immobilie: nur weil er die Miete nicht zahlen konnte, warf sich 49-jähriger Familienvater betrunken aus dem 2. Stock. Nun soll der beliebte Fernsehmoderator zahlen.“

Nein, das wollen wir Ihnen ersparen, wenn es nicht schon zu spät ist. Und das nächste mal steigen Sie halt mal aus Ihrem Jaguar aus und fragen uns Nachbarn, statt wie ein bisschen doof immer nur um das zum Verkauf stehende Haus rumzugurken.

Da nich für.

Daily Coffee!

Schon mal was von Salmonellen gehört? Nein? Das sind die kleinen bösen Dinger, die entstehen, wenn man Häagen-Dasz Eis auftauen lässt. Und wenn man dann von einem – trotz der Sauerei – immer noch freundlichen Kunden den Becher voll flüssigen Eises präsentiert bekommt, kann man vom Personal schon mal eine Entschuldigung und eine sofortige Geldrückgabe erwarten, statt wie eure Bedienung wortlos im „Eis“-Schrank nach ganz hinten zu greifen und eine neue Bakterien-Bombe anzubieten. Und was ihr mit dem Rest des aufgetauten Eises gemacht habt, wollen wir lieber gar nicht wissen. Guten Appetit.

© POTZDAM 2003

Sinn-Ortung

Wieder ein Zwischenruf ins Goethe-Institut, Budapest

Von Marco Schicker

Ein kennzeichnendes Merkmal, also ein Charakterzug jedes kulturbeflissenen Redakteurs ist seine unendliche Geduld im Erfassen der Intentionen eines Künstlers. Schließlich muss der Stressgeplagte in oft viel zu kurzer Zeit einen Sinn für etwas entwickeln, worauf der Erschaffende Monate, Jahre, ja vielleicht sein ganzes Leben hingearbeitet hat. Unrecht möchte man keinem tun, ja, auch ein Journalist will das vermeiden. Und so rettet man sich mitunter durch die Adaption von Zitaten und andere Kunstgriffe über die Zeilen, hoffend, dass die Entlarvung – so sie denn unvermeidlich – durch das Werk selbst oder die Weihräuchermännchen um selbiges geschehen mag.

Ein schönes Beispiel dafür findet man im PesterLloyd 29, Seite 8 unter der Teilüberschrift „Orte abstrahiert“. Es gereicht dem Autor zur Ehre, dass er zusätzlich zu aller feinsinnigen Umspielung am Ende sein Urteil doch deutlich fällte. Ein Besuch der nämlichen Ausstellung – ich hatte, zugegeben, nach den zwei vorherigen eigentlich keine Lust mehr – lässt meinen anfänglichen Respekt vor der Leistung des o.g. Autors allerdings in grenzenlose Euphorie emporsteigen. Eine solch poetisch vollendete, geduldige Verklärung für einige symmetrisch bearbeitete Holzkisten ist mir noch selten begegnet. Nach mehrfacher Betrachtung aller künstlerisch möglichen Aspekte, Fortbildungsmaßnahmen, Beratschlagung mit Fachleuten, auch branchenfremder sowie (als dann gar nichts mehr half) der Einnahme bewusstseinsweiterender Stimulanzen, komme ich ernüchtert zu dem ernüchternden Ergebnis, dass es sich bei den Objekten wahrscheinlich nur um den Unterbau für eine Modelleisenbahnanlage handeln kann.

Auf die dargebrachte Behauptung, dass „Ortung“ (so der Titel der Schau) eine Wortneuschöpfung sei, kann ich nur insoweit eingehen, dass der „Vorgang der Positionsfeststellung fester Körper in der Bewegung durch Anwendung mechanischer oder elektronischer Hilfsmittel“ ebenfalls so benannt wird, wie uns ein längst vergilbtes Lexikon verrät.

Doch genug des Schabernacks. Hinter dem leicht dahin geschriebenen Spott steckt einige Bitternis. Seit einem halben Jahr bietet uns das Goethe-Institut in seinen Haupt-Ausstellungsräumen („Stuttgart-Budapest I“ - „Portrait X“ - „Ortung“) eine Flachheit nach der anderen, lauter belanglose Füllsel, die durch die Glorifizierung der Kuratorenzunft nicht substantieller werden. Goethes Wort, dass der Maßstab zur Beurteilung eines Werkes in ihm selbst liegt, ist leichte Rede, solange sich nur das Werk auch als eines zu erkennen gibt.

Eine Privatgalerie kann machen was sie will, bis sie pleite geht. Ein Goethe-Institut kann, der Demokratie sei dank, aufgrund eines Autonomieabkommens mit den Geldgebern auch machen, was es will. Keine Partei, sei sie politischer oder künstlerischer Natur, darf sie gängeln, bis auf eine: die Partei der erstrangigen Qualität. Diese hat aber die Fünf-Prozent-Hürde gründlich verpasst, obwohl sie als Minderheitenvertreter doch eigentlich einen dauerhaften Sitz beanspruchen müsste.

Soll das Haus den Namen Goethes denn wirklich weiterhin belasten? So tun, als wäre es die Botschaft deutscher Kultur im Ausland? „Inter nationes“ ist doch viel zeitgemäßer, da passt alles rein, außer Nationalstolz, den wir uns in Budapest beim Besuch des Ausstellungsraumes „unseres“ Goethe-Institutes momentan nicht einmal mehr in bescheidener Form erlauben können. Nun sind die Ausstellungen an der Ecke Andrassy nur der kleinere Teil der vielen Aktivitäten des Institutes. Kein Zweifel soll haften an den Bemühungen um ein breites Spektrum an Diskussion und Begegnung, an Sprachvermittlung und Deutschlehrausbildung, Praktikantenprogrammen und vielem mehr. Doch ausgerechnet das Schaufenster dazu, das erste, was der Fremde sieht, verkommt zur Abstellkammer voll Nichtigkeiten und verhindert, was es schaffen soll.

© POTZDAM 2003 – Marco Schicker

Fidelio mit Vogelzwitschern

Zu Besuch bei Beethoven Lajos in Martonvásár

Von Marco Schicker

Die großbaumige Insel im Fischteich des Schlosses Martonvásár, das einst Sitz der Grafen Brunswick war, wird im Sommer regelmäßig zur Kulisse für Konzerte, oft natürlich mit Werken Beethovens, der hier ausgiebig geliebt und gelitten hat. Die Gräfin muss von wahrhaft überwältigender Schönheit, sinnlichem, gepflegtem Reize, voll Lebenslust und Kultur, ja wonnevoll verschwenderischer Natürlichkeit gewesen sein, da der Meister das Fehlen all dieser Attribute in der Landschaft auf dem Weg zu ihr gern in Kauf nahm oder gar nicht erst bemerkte. Ähnlich verhält es sich mit dem neugotischen sogenannten Schloss, dessen bauliche Ausführung nur den Schluss zulässt, Beethoven habe sich mit Frau Gräfin überwiegend im Freien, einem weitläufigen, wildromantischen Park aufgehalten.

Freilich hat Beethoven hier auch gearbeitet. Wir denken dabei nicht nur an seine drei Auftragswerke für das Pesther Deutsche Theater 1812: „Die Ruinen Athens“ op. 113, eine Festmusik zu Ehren König Stephans des Allerheiligsten, „Ungarns erster Wohltäter“ op. 117, sowie die Historienkantate „Die Erhebung von Pest zur Königlichen Freystadt“ (Texte von Kotzebue), sondern sehr wohl auch an die vielen danach entstandenen Stücke, die durch die sinnlichen Auren der Brunswicks, Erdödys, Keglevichs und – was weiß man welche zauberhafte Julischkas der Magnatenfamilien noch – inspiriert worden sein mögen. Natürlich auch durch das Geld ihrer kunstsinnigen wie mehrfach freigiebigen Familien. Beethoven dachte gar noch an eine weitere Oper im finsternen Milieu Attilas, doch fehlte ihm dazu eine ausreichende Textvorlage. Auch wird das Finale aus der 7. Sinfonie zuweilen als eine Art Verbunkós interpretiert. Nun ist, bei aller Liebe, nicht jedes Stück Musik, das durch einen schwer vordertaktig synkopierten Rhythmus angetrieben wird, gleich ein ungarischer Tanz, dennoch sind die Beziehungen Beethovens zu dem Lande ein beachtenswertes Kapitel in seinem Leben und Werk, was in einem so lyrischen wie informativen Büchlein des Herrn Ulrich Naering („Beethoven und Ungarn“) vorbildlich zusammengefasst ist. Weiteres Anschauungsmaterial dazu liefert auch das kleine, aber feine Beethovenmuseum im Schlosse selbst.

Wissend um all diese Dinge, breitet sich nach angestrengtem Vergessen der Herfahrt durch zersiedelte Landstriche im wilden Park von Martonvásár doch etwas wie kunsterfülltes Gefühl und celebrale Würde aus, wenn man durch den Park zur Insel prozessiert und die ungarische Omi, aufs Schlossweisend, ihren Enkeln erklärt, dass hier „Béethoven Lajos“ zu Besuch war. Solcherart motivierte Kinder werden sich bestimmt dereinst an der berühmten Franz-Mehl-Musikakademie zu Pest einschreiben.

Den zahlreichen Gästen wurde ein konzertanter Querschnitt aus „Fidelio“ geboten. Es musizierten neben dem vorzüglichen Staatsopernorchester der Nationalchor sowie namhafte Solisten der ungarischen Oper, darunter András Molnár und Kolos Kováts. Alle boten das Mögliche im Rahmen der sehr naturgegebenen akustischen Verhältnisse. Viel wurde vom Blätterdach absorbiert sowie von gelegentlichen vogelartigen Zwischenrufen illustriert, während der Balaton-Express halbstündig durch die Szene fuhr. Was dennoch beim Publikum ankam, dürfte der Phonstärke nach ungefähr dem entsprochen haben, was der Komponist selbst zur Zeit der Uraufführung von seinem Werk noch zu hören in der Lage war – eine ganz neue Art von historischer Aufführungspraxis... Die Stimmen und die Stimmung waren dennoch geeignet aus der Aufführung eine sehr gelungene Landpartie zu machen.

© POTZDAM 2003 – Marco Schicker

Ohne Moos...

Wochenendplanung

Von P. Brückner

Die Kinder von heute sind nicht mehr wie zu meiner Zeit. Sie tragen merkwürdige Klamotten, stehen in der Straßenbahn nicht mehr für ältere Leute auf und besaufen sich mit Barcadi Breezer anstatt mit Warsteiner Pils. Die heutige Jugend ist mir völlig fremd – und macht mir angst. Diese mit Mützen, zu großen Hosen und zu engen T-Shirts bekleideten super coolen Kids, die mit Messern in der Tasche und Gaspistolen (oder schlimmerem) in Rucksäcken durch die Gegend ziehen und niemandem mehr Anstand und Respekt zollen, erzeugen eine Aura der Furcht. Was sie nicht haben, nehmen sie einfach. Wenn es sein muss, auch mit Gewalt.

Braucht es einen Grund mehr, um alle zurückweichen zulassen, als vier Stück dieser verrohten Jugend in die S-Bahn steigen, wohl um an diesem Freitagabend eins dieser lauten bizarren Musikkonzerte aufzusuchen oder sich in einer Disco mit E™ und den schon erwähnten süßen hochprozentigen Mischgetränken das letzte bisschen Anstand aus dem Hirn zu blasen?

Ihre lockeren Sprüche und ihr machohaftes Gebaren machte sie um so verdächtiger. Und dass sie dann plötzlich schwiegen, erst recht.

„Ich hab aber nicht genug Geld für heut Abend.“

Alle starren das bargeldlose Mitglied ihrer Gang an, als wollten sie sagen: „Na hätteste doch ne Oma beklaut oder das Milchgeld von dem blöden Sack aus der 7b genommen.“

„Na is nun mal passiert... also borgt mir was!“ sagt der zurückgeworfene Blick.

„Ich hab eigentlich auch kein Geld... Und ich kann mir das heut Abend auch nicht leisten!“

Na toll, jetzt werden sie gleich über uns herfallen! All unser Bargeld wird dem Vergnügen dieser Kids zum Opfer fallen!!

„Wir könnten ja mal versuchen etwas ohne Geld zu unternehmen“ schlägt einer der vier vor.

„Oh ja!“ die Begeisterung ist groß, wir lockern den Griff um unsere Geldbörsen.

„Das machen wir!“ Die Begeisterung mal was total Ungewöhnliches zu machen wächst immer noch. „Da brauchen wir nur n Video, Chips, Cola...“

„Aber wollten wir nicht was ohne Geld machen?“ Dem Ideengeber ist sein Vorschlag ernst.

„Mhmm... also ohne Geld... da machen wir dann... Was sollen wir denn da machen?“

Sie denken ernsthaft nach, ergebnislos. Wir würden ihnen gerne einen Tipp geben, aber so ganz ohne Geld, was soll man da anfangen...

„Na, wir gucken mal.“ einigen sie sich und steigen beim nächsten Halt aus. Wir wollen ihnen nachrufen: „Wenn euch einfällt, was Lustiges man ohne Geld an einem Wochenende machen kann, meldet euch!“

Anders als ich mag die heutige Jugend sein – aber genauso pleite.

© POTZDAM 2003 – P. Brückner

Träumen mit Pei

Glücksgarantie

Von Siobhan Groitl

Klar, natürlich, ist es Exzess, hier, heute, in Berlin, einer pleiten Stadt, null Geld in den Kassen. Kindergärten schließen, Brunnen dürsten und die Elefanten im Zoo werden auch nur noch jeden zweiten Tag gefüttert, aber wie schön ist er doch: I.M. Peis Glückskeks für alle Berliner, die am Potsdamer Platz verzweifeln.

Auch – natürlich – bekannt unter „Anbau am Zeughaus“, „Erweiterung des Historischen Museums“, aber wie prosaisch, seine Aufgabe: nur mehr Ausstellungsfläche für die ausufernde deutsche Geschichte zu bieten.

Könnte man ein Gebäude doch nur essen! Man würde die krosse Glaswand knurspeln, die edlen Sandsteinwände langsam im Munde schmelzen, den steinernen Infostand krachend zerbeißen und die Granitreppe am Gaumen zerdrücken, zügelnd den gläsernen Schneckenhaustreppenleib hinaufschlecken und dann wonnig im Lustgarten einschlafen.

Humpf... mal ganz ernst.

Geht hin und fühlt mal! Rauf auf die Rolltreppe, Handflächen auf die geschliffenen Sandsteinwände, zart wie Seide, tastet die metallenen Railings ab, die handgeschmiedeten Verbindungsstücke, jede Kante abgeschliffen, da zieht nix! Setzt euch auf die hölzernen Bänke, lasst auch mal euren Hintern was Nettes erleben. Ach!! Und lasst das Auge oder auch zwei schweifen, und GANZ ZUM SCHLUSS, geht die Treppe herunter. Hollywood ist nichts dagegen, da fühlt sich mädel wie Ginger Rogers und männeken wie Fred Astaire.

Pei macht glücklich!

PS: Ausstellungen gibt's da auch....

Ausstellungshalle des Deutschen Historischen Museums:

Unter den Linden 2

Öffnungszeiten : 10.00 bis 18.00

Eintrittspreis: 2 €

www.dhm.de

Zur Zeit:

John F. Kennedy 26.06 bis 13.10 2003

© POTZDAM 2003 – Siobhan Groitl

Dummschwätzeri und Kochwäsche

Nena mag's schmutzig

Von P. Brückner

So unglaublich wie uns mag es auch dir, Nena, vorgekommen sein, als du vor zwanzig Jahren zu einem NDW-Verschnitt-Popsternchen mutiert bist. Am Talent kann es ja nicht gelegen haben, und so blieb die Frage nach der Ursache deines Erfolges im gnädigen Dunkel.

Es muss wohl Forschungsdrang gewesen sein, der dich geritten hat, heute, kurz bevor sich der ebenfalls gnädige Schleier des Vergessens über dich gelegt hat, alle deine Hits von damals in exakt demselben Arrangement, demselben nötigen Gesang, eben mit derselben Nena neu aufzunehmen. Unglaublich, aber wahr, es funktioniert noch einmal: Neunundneunzig Luftballons irgendwie irgendwo usw. verdrängen Kübi, die Wildecker Herzbuben und andere gestandene Showbiz-Hasen mühelos von den Hitlisten. Gründe dafür? Nach wie vor Fehlanzeige. Was einmal geht, geht halt immer wieder, und weil du, Nena, das voll langweilig findest, hast du dich ans Experimentieren gemacht.

„Ich kann zwar kein Englisch, aber die Kim Wilde die kann das voll gut und die trägt auch immer so Lederklamotten wie ich, die alte Rockerin. Volle Kanne Power.“ Ähnliches mag in deinem Kopf vorgegangen sein, denn dann hattest du die Idee, nicht nur Lederklamotten anzuziehen, sondern auch mal so ein voll fieses Musikvideo abzdrehen, in einem echt schlimmen Punk-Schuppen. Wir stellen uns einen Laden mit Koks im Zuckerstreuer, Schusswaffen im Kaugummiautomaten und benutzten Kondomen im Martini vor.

Aber es ist noch schlimmer! Es gab keine Türen auf den Toiletten – „so echt richtig versifft, wie ich (du, Nena) es haben wollte – für mein Video.“ Yeah – du kleine dreckige Rockerbraut. Das ist schmutzig, das ist pervers, das ist unglaublich. Oder glaubst du ernsthaft, es gäbe einen, der dir beim Pinkeln zusehen wollte? Wie schmutzig würde der sich dann wohl fühlen?

Zum Glück hättest du da auch noch einen Tipp parat: „Oh weia, überall die bösen Fleckenzwerge! Was machen wir da nur? Genau: Weißer-Riese-Megaperls machen jedem Fleckenzwerg den Garaus.“ Allerdings, Nena, solltest du dich in Zukunft nicht mehr SO oft bei 90 Grad waschen lassen.

© POTZDAM 2003 – P. Brückner

Fortsetzung folgt

Rein in die Wohnung, raus aus der Wohnung...

Von Andreas Kellner

Da standen sie nun also: Seit dem 27. August fand für mehrere Tage eine Demonstration gegen die Geschäftspolitik der GEWOBA auf der Brandenburger Straße statt. Das „Gemeinnützig“ im Namen sei ja wohl ein Witz.

Mag sein.

Die Rücksicht auf sozial Schwächere sei recht niedrig.

Stimmt wohl.

Die GEWOBA hat einen hohen Wohnungsleerstand, sähe sich aber nicht in der Lage, diesen an Interessenten zu verteilen.

Ja ja, stimmt auch. Aber mal ehrlich: Seid doch froh, keine GEWOBA-Wohnung zu haben!

Inzwischen erreichte mich ein Anruf. „Sie hatten der Frau G. eine Beschwerde geschickt, weil die GEWOBA-Mitarbeiter Ihres Sachbereiches die Mieter verunsichern aber nicht informieren. Wollen Sie mal vorbeikommen, dann reden wir darüber.“ Das Gespräch am Telefon dauerte noch eine Stunde, bis man sich dann zum Termin verabschiedete. Sollte ich die GEWOBA bisher so missverstanden haben? Auch beim Termin zeigte sich Herr Maaß auskunftsbereit. Wie positiv war ich überrascht! Bei der Gelegenheit reichte er auch eine Liste mit einer Vielzahl demnächst freier Wohnungen. Die im „Haus des Reisens“ könne ich gleich mal besichtigen. Was für ein angenehmer Eindruck von der GEWOBA! Allerdings für meinen Bereich nur als Urlaubsvertretung.

Wenig später mein nächster Termin bei der GEWOBA. Das „Haus des Reisens“ habe ich nun gesehen, weiß von seiner beeindruckenden riesengroßen Wechselsprechanlage mit dem blanken Messingknopf als Türöffner, schönen Grundrisse und Aussichten, der Endzeitstimmung im Haus („das wird doch sowieso bald abgerissen“) und von Fenstern, die weder in den Wohnungen noch in den Hausfluren auch nur annähernd wasserfest sind.

Wenn ich diese Wohnung übernehmen soll, müsste aber noch einiges gemacht werden, meinte ich. Die Gegenfrage überrascht mich: „Hat Herr Maaß eigentlich schon über den Mietpreis gesprochen?“. Nein, hatte er nicht. Er wusste aber, dass ich über 230 EUR Miete zu zahlen nicht bereit bin. „Nein, diese Wohnung kostet 264 EUR. Wir würden die Ihnen aber auch nicht empfehlen.“

Na was denn nun? Will man mein bisheriges Domizil nun für die umfassende, Grundrisse verändernde Sanierung entmieten und sich gütlich mit den Mietern einigen oder nicht? „Wir haben da aber eine andere Wohnung für Sie.“

Und schon hüllt sich die GEWOBA wieder in Schweigen. Inzwischen habe ich mir angesehen, wo ich mir überhaupt zu wohnen vorstellen und was mich motivieren könnte, die bisherige Wohnung aufzugeben. Sollte die annähernd angekündigte Wohnlage tatsächlich meinen Vorstellungen entsprechen? Ich konnte es mir nicht vorstellen und das schrieb ich der GEWOBA auch. Prompt folgt der Anruf durch die GEWOBA. „Wir möchten gerne einen Termin für die Wohnungsbesichtigung mit Ihnen vereinbaren. Wann haben Sie denn Zeit?“ Gerade nach meiner Mitteilung? So langsam fühle ich mich mit dem Gefeilsche wie auf dem Basar. Wie hoch ist denn eigentlich die Miete? Lohnt denn die Besichtigung überhaupt? Vom Preis her ja. Natürlich ist die Wohnung teurer als die bisherige. Schöner und komfortabler ist sie auch, wenn auch die Umgebung und Aussicht kaum vergleichbar sind...

Außerdem wollte die GEWOBA ihren Mietern ja auch entgegenkommen, das bisherige Wohnhaus zu räumen. Wie sieht es denn damit aus? Was kann man denn noch extra rausholen? Die Mitarbeiterin gibt sich empört. „Sie brauchen schon keine Kautions zu zahlen.“ Wäre wohl auch vermessen, wenn doch die GEWOBA meinen Umzug in eine andere GEWOBA-Wohnung forciert. „Und der Umzug wird Ihnen ja auch erstattet.“ Brauche ich also keinen Umzugswagen mehr sondern nur noch die Möbelträger. „In wenigen Tagen möchte ich dann Ihre Entscheidung, ob Sie die Wohnung möchten.“ Soso, über ein Wochenende soll ich mal schnell diesen Beschluss fassen. Und dass die Miete mich dann immerhin etwas teurer käme und ich auch die Telefonumverlegung nicht sicher erstattet bekäme, ist wohl mein Beitrag für den Umzug? Moment mal! Wer will denn, dass ich umziehe? Ich habe bereits einen unbefristeten Mietvertrag! Wieso soll ich den für die mageren Zusagen aufgeben?

Konsequent also nur, eine Mietpreisbindung und Gebührenerstattung für's Telefon zu verlangen. War es der GEWOBA bisher eilig mich endlich abzuschieben, schweigt man seitdem. Nur bei den Nachbarn macht man noch Druck. „Mir als Rentnerin will man immerhin den Umzug erstatten und auch, dass ich nicht selber die Möbel werde tragen können. Ich hoffe nur, die neue Wohnung kann ich mir mit meiner Rente noch leisten.“

Schon günstig, dass man als Mitglied im Mieterschutzbund auch rechtenschutzversichert ist. Das weiß die GEWOBA auch. Doch im Augenblick ist das ihr wohl egal, weil inzwischen der Investor für die Sanierung abgesprungen sein soll.

Gestern erreichte mich eine Umfrage vom Land Brandenburg. Wie das Umzugsverhalten unter den Brandenburgern sei, will man in einem Ankreuzbogen wissen. Und warum die Abwanderung in Brandenburgs Städten so hoch sei. Ist schon wahr: Gleich nach Berlin abzuwandern, wäre für mich billiger. „GEWOBA“ als Umzugsgrund anzukreuzen war aber leider nicht vorgegeben.

© POTZDAM 2003 – Andreas Kellner

Schröder macht's vor!

Flexibilität am Arbeitsplatz

Von P. Brückner

Geld ist knapp in diesem Herbst, alle müssen herhalten um den Staatsschatz wieder aufzufüllen: Tabaksteuern, Ökosteuern, Praxisgebühren, es gibt nichts, wo nicht noch ein paar Euro aus den Taschen des braven Bürgers herauszuholen wären.

Jedoch: Das reicht vorn und hinten immer noch nicht, und deshalb hast du als Kanzler in langen Klausuren darüber gegrübelt, wie der ewigen Finanzmisere abzuhelpen sei. Und siehe, es hat Substantielles gebracht. Was schon England zu einem Empire verhalf und Jim Hawkins zu einem Schatzinselmillionär machte, kann so falsch nicht sein. Statt ständig als Sozialstaatzerstörer benörgelt zu werden, scheint es viel medientauglicher, ein Pirat zu sein:



Nicht zuletzt war Klaus Störtebeker ja als Freund der kleinen Leute berühmt und nicht zuletzt sieht das mit den langen Haaren auch viel jugendlicher aus...

Einzig das mit dem Kopfabschlagen auf dem Hamburger Marktplatz, das hat dir nicht gefallen. Deswegen hast du gedacht: ‚Gerhard, übe erst einmal unter realitätsnahen Umständen.‘ Dabei musst du dann ja nicht stehen bleiben – das beste daran: Als 400-Euro-Job ist das ganze auch noch steuerfrei!

© POTZDAM 2003 – P. Brückner

Seelenessenz

Eine inoffizielle Bewertung des Tokajer

Von Marco Schicker

Ihr Blick verheißt ein Paradies;
 Die Wang' ist Morgenröte;
 Und ihre Stimme tönt so süß,
 Wie König Friedrichs Flöte.

[...]

Doch mehr! Des Dichters Phantasei
 Verrät es seiner Leier,
 Daß ihre Lippe süßer sei,
 Als Honig und Tokaier.

(Gottfried August Bürger, „Das Lob Helenens“)

Von den ungarischen Nationalinsignien der allerersten Kategorie, also jenen, denen Sie nicht entkommen werden, sind die Stephanskrone, die Salami, der Paprika, der Gulasch und der Balaton sicher die bekanntesten. Doch wirklich einzigartig und außerordentlich ist allein der Tokajer Wein. Natürlich ist auch die Stephanskrone einzigartig, aber was bleibt einem davon, als sie aus der Distanz unter der Aufsicht zweier Maschinenpistolen mit Hut zu bewundern und sich zum achthundertsten Male die Geschichte erklären zu lassen, warum das Kreuz darauf schief ist. Möge es endlich ein einsichtiger Fremdenführer gerade biegen; ihm blieben immer noch genug unwahrscheinliche Legendchen übrig, mit denen er uns ausgiebig plagen kann.

Salami, Gulasch und Paprika repräsentieren bestimmt einen gewissen ländlichen Schwerpunkt bei der Entwicklung des Magyarenlandes, aber seien wir ehrlich: Der Gulasch beruht auf dem ewigen Missverständnis, dass die Ungarn damit eine Suppe meinen, während wir für Gulasch halten, was hier Pörkölt heißt. Der Paprika ist zwar ganz lecker, hat aber nur begrenztes Unterhaltungs- und Geselligkeitspotenzial. Und die Salami schmeckt, auch wenn es hart klingt, in Italien einfach besser. Nun, da der Balaton endgültig zu einer deutschen Exklave, zum Mallorca für die ostelbischen der deutschen Krachmacher zu werden droht, bleibt uns nur noch der Tokajer als authentisches ungarisches Produkt.

Doch was heißt „nur“, es bleibt uns immerhin ein ganzes Universum: Wer sich dem weitverbreiteten Missverständnis entziehen kann, Tokajer müsse immer süß sein, dem eröffnet sich bei der Verkostung der äußerst edlen Tropfen nicht nur eine kleine Welt des großen Geschmacks. Ihm vermittelt sich vielleicht auch etwas von jener schwer bestimmbaren pannonischen Melancholie, dem weinseligen Phlegma, das einem hier des öfteren begegnet und das zumindest dem Urlauber höchst sympathisch ist. Nicht nur, dass der Gang in den Weinkeller ein alkoholisches Bedürfnis befriedigt. Für den Ungarn ist dies noch viel mehr. Unsere Freunde saßen nämlich stets viel lieber bei einem guten Tröpfchen in ihren Kellern, als sich den Kopf darüber zu zerbrechen, ob überirdisch gerade, die Türken, Österreicher (Sprich: „Habsburger – die Kerkermeister Ungarns“, das hören Sie noch häufiger als die Geschichte vom schiefen Kreuz!) oder sonst welche Fremden ihr Land ausplünderten, aufteilten oder neuerdings assoziieren. Sie haben sich eine weinselige Gelassenheit, eine bittersüße Resignation gegen das ungerechte Schicksal antrainiert. Ja es steht zu behaupten, dass sich die listigen Magyaren, die ja durch die famose

Bündnispolitik ihrer an Dämlichkeit kaum zu übertreffenden Politiker in den letzten einhundert Jahren zwei Drittel ihres Territoriums verloren, das oben eingebüsstes Terrain sozusagen untenherum wiederbeschafften, eben durch die Unterkellerungen. Den Herrschenden ist das ganz recht, und sie gönnen ihren Untertanen den besten Tokajer, solange sie nur benebelt bleiben und stille halten. Sie halten.

Der Tokajer symbolisiert aber für den Ungarn dennoch den Stolz auf eine unverwechselbare eigene Schöpfung, die nicht nur von ihm erfunden wurde, sondern die auch nirgends sonst so kopiert werden kann, er ist die Brut seiner Erde und entsteht in einem komplizierten Mysterium von Selektionen, Gärungen und der geheimnisvollen Arbeit eines Schimmelpilzes, die zwar biochemisch erklärbar wäre, sich aber vielmehr für weinsinnige Verklärungen eignet, so als erzählte der Ungar von der Geschichte seines Landes.

Vielleicht kannte der erste Magyar ja auch schon das Geheimnis der Tokajerherstellung und brachte es aus einem verwunschenen Tale in einem Märchenlande hierher mit? Denn wie sonst sollte man sich erklären, dass er bei der Landnahme erst hier ankam, als alle anderen schon hier waren und er sich also erst in ehrlichen Gemetzeln den Flecken Erde erkämpfen musste, auf dem er heute noch lebt. Hat er bei der Völkerwanderung ein bisschen getrödelt, ein Nickerchen gehalten, sich in ein Blümchen am Wegesrand verliebt? Oder war er einfach nur beschwippt vom Weine und den Heldentaten, die ihm nach reichlichem Genusse im Traume die Sinne betäubten?

Der Tokajer Wein, als Krone der önologischen Schöpfungen hierzulande, ist nicht nur das ungarische Export-Gold schlechthin, sondern eine Seelenessenz des wahren Magyaren, der seine Qualitäten und Wünsche und viel von seinem Charakter widerspiegelt. Er ist sein Medium und seine Muse, Lebenslust und Todessehnsucht und gehörte schon allein deshalb in der Nationalhymne des Landes erwähnt, wenn nicht gar selbige ehrlicher Weise durch das gemeinschaftliche Leeren eines Viertels Aszú einmal würdig und ohne Verlust ihres Sinngelichtes ersetzt werden könnte.

© POTZDAM 2003 – Marco Schicker

| ÜBERLAND |

Strauchbericht

Zwischen Borke und Asphalt

Von Mathias Deinert

Jetzt ist es wieder still und meine Spitzen genießen die letzte Sonne des Nachmittags. Aber um ehrlich zu sein: Ich öde mich. Ja, seitdem ein Mensch mir wiederum wahllos Zweige abgeknickt hat, macht mir das Gedeihen keine Freude mehr. Ich möchte wissen, welche Nutzlosigkeiten sie mit unseren Zweigen anstellen. Würden sie wenigstens ein Messer benutzen! Da – und jetzt harzen die Bruchstellen! Ach.

Die Borke von nebenan blickt mitleidig herüber. Ich glaube, sie mag mich nicht. Eine ihrer widerspenstigen Wurzeln hat sie mir tief in meine zarten geschoben. Das war doch Absicht! Ich kam später als sie aus dem Boden hier. Na und? Ich habe mir diesen Flecken nicht ausgesucht. Vielleicht neidet sie mir die Sonne. ICH stehe frei.

Aber ich langweile mich. So weit ich sehen kann, bin ich der einzige meiner Art hier. Nichts geschieht. Außer die gedankenlosen Schändungen ab und an. Und es fahren Autos hier vorbei... toll. Es ist zum Eingehen.

Ach, ich lüge: Was will ich denn? Eigentlich geschieht viel den lieben Tag lang. Gestern rauschten hier zwei Kinder vorbei auf klapprigen Rädern. Ein Hund hob sein Bein an mir – es wird Wochen brauchen, diesen Mief wieder aus dem Holz zu bekommen! Auch zwei Frauen (eine davon mit einem ungemein hässlichen Pullover, bunt wie eine Sommerwiese) und ein Mann radelten an mir vorüber. Sicher gehörten die sechs Beweglichen alle zusammen. Ich dachte nicht weiter darüber nach. Die dicke Wurzel unten drückte mich.

Die beiden Frauen aber hatten ein Gespräch miteinander, das ich mir gemerkt habe, weil es zu meiner Stimmung derzeit passt. Ich hatte nicht ganz mitbekommen, worum es ging. Jedenfalls warf die Jüngere der Älteren vor: „Und warum hast du den Schrank auf eigene Faust neu gestrichen? Das war Olafs Aufgabe!“ Die Ältere meinte: „Ich wollte mich nur nützlich machen.“ – „Nützlich machen!“ antwortete die Junge überschnell. „Ganz unsauber hast du gestrichen. Nasen von Farbe sind nun angetrocknet. Wenn du nicht mehr gut siehst, musst du solche Aktionen eben lassen!“ Die Ältere atmete durch, sagte aber nichts. Dafür schüttelte die Jüngere den Kopf und schob nach: „Unser Kleckermad!! Es wird immer schwieriger mit dir.“ Dann waren sie an mir vorbei.

Ich dachte mir: Ja, so wird man alt gemacht und linste zur Borke hinüber. Auch ich. Ich bin alt. Nein nein, ich bin nicht alt an Jahren: Ich bin alt gemacht. Oben reißt man mir die Zweige ab, unten bedrängt man mich; ich kann nur noch in bestimmte Richtungen wachsen. Statt mich zu schätzen, lässt man mich verwildern; die vorbeirasenden Autos schleudern Dreck hierher, beißenden Dreck... ich will gar nicht wissen, was da alles in mich einwächst! Ich blicke nur auf Asphalt und das brache Feld hinter mir; ich bin allein; niemand achtet besonders auf mich. So müssen sich altgewordene Sträucher fühlen, genau so! Ich bin alt.

Manchmal habe ich mit dem Gedanken gespielt einzugehen. Ich würde kurzerhand meinen Willen zum Wachstum aufgeben. Bums. Wenn mich die Menschen stehen lassen, trockne ich in die Erde zurück; und was an Gestrüpp noch hinausragt, fällt nach und nach zu Boden und verdorrt. Wenn sie mich ausreißen und verbrennen, rauche ich einesteils in die Luft und werde andernteils Asche. So oder so löse ich mich auf. Ich werde Boden, Luft oder Asche. Ich bin bloß in meiner alten Gestalt nicht mehr da. Ich ruhe in meinen Bestandteilen. Ich werde dann Baustein des Lebens, das noch aufkeimt. Ja, wir Gewächse haben keinen Glauben. Wir haben ein Wissen.

Solch ähnlichen Gedanken hing ich gestern nach, als ein Auto die Straße entlanggerast kam. Gegen Abend war's. Ich hörte seinen heulenden Motor erst von ferne, dann aber rasch näher kommen. Die Alleegewächse spürten voraus, was vor sich ging: Das Gefährt wollte auf einen Baum zu, der unmittelbar neben mir stand – die junge Borke! Sie mag fies zu mir sein, aber sie ist nicht dazu bestimmt, durch den Wahnsinn eines Menschen verletzt zu werden! Da denke ich ritterlich.

Was tun? Ich wusste was! Die Graskante half mit. Sie ließ das Gefährt kurz vor der jungen Borke ausgleiten, so dass es hart gegen meine dicken Hauptäste schlug; einer brach schmerzhaft. Alles in allem blieb ich heil. Ebenso der Wagen. Die Fahrerin lag bewusstlos gegen das Lenkrad geworfen. Sie atmete noch. Mein gebrochener Ast lag quer über ihrem Fenster und sah ihren bunten Pullover sich auf und ab bewegen. Gott sei Dank, schoss es mir durchs Geäst. Hier kommen ja aller paar Minuten Menschen in Autos vorbei, und einer davon würde sich um die Verunglückte kümmern. Doch halt! Ich stutzte. Solch ein bunter Pullover war mir doch bereits... die arme Frau! Die arme ältere Frau! Dann hielt ein anderer Wagen an meiner Seite, und ein Mensch sprang heraus. Er telefonierte.

Mein gebrochener Hauptast hatte zu schmerzen aufgehört; er war abgestorben und mir also in meinem Vorhaben vorausgegangen. Als ich mich aber still ans Absterben machen wollte, hielten mich meine Gedanken zurück. Vielleicht waren es auch die wirren Schmerzen meiner

Spitzen überall, die mir etwas ins Bewusstsein brachten. Mit einem Mal war ich mir zum Eintrocknen zu schade.

Ich entschied, leben zu bleiben. Egal, wie sie mich auch zurechtknicken, stutzen und verabgasen würden. So!

Wind bewegte meine Zweige. Das welke Gras rauschte unter mir. Die Borke nickte. Vielleicht fühlte ich mich in diesem Augenblick schöner als all die großen Alleebäume hier. Schöner, obwohl mir ein Auto in den Zweigen hing. Meine Blätter atmeten durch. Alle Gedanken waren auf mich gerichtet, aber ich achtete nicht auf die anderen Gewächse sondern zwinkerte nur der untergehenden Sonne zu. Warum eigentlich nicht leben? ICH stehe frei...!

© POTZDAM 2003 – Mathias Deinert

| TAGEBUCH |

Gestrandet

Rilke hatte Recht

Von M. Gänsel

Ja, der Sommer war sehr groß. Was größer war: Die Hitze, das Klagen darüber oder die Anzahl der Leute, die über das Klagen klagten – wer kann es sagen. Die meiste Zeit genoss man. Aufgeschüttete Berliner Bundespressestrände, heftigst bebadete Brandenburger Seen, geradezu gleißend grüne Potsdamer Parks. Dort, in jenen, wandelte hin, was hinwandeln sollte. Hinz und Kunz, Kreti und Pleti und, ja: Auch Frau Erika B. aus G.

Doch ihren Namen sollte sie erst spät verraten: Zunächst konnte man sie gebeugten Rückens, schiefer Hüfte und hochroten Kopfes den Berg zur Historischen Mühle erklimmen sehen. Der Sommer war zu dieser Zeit noch sehr groß, die gut 70jährige atmete schnell und trug schwer am klassischen Oma-Täschchen, das prall gefüllt im Ellenbogen hing und mit dem Pendeln gar nicht recht hinterher kam. Weit war die Mühle, noch weiter der Parkplatz, zu dem Frau Erika B. sehr dringend wollte.

„Kann ich helfen?“, fragte da wer.

Sie japste.

„Mein Bus... die andern sind da vorne... ich... mein Bus!“

Die fragende Stimme gehörte Frau G. aus P., die zum Behufe der Entspannung mit dem Rad unterwegs war. Ungefähr zehn Sekunden hatte sie gezögert, die alte Dame anzusprechen – die Zahl der Menschen, die Hilfe brauchten, schien ebenso groß zu sein wie... Doch als Frau B. kurzzeitig von einem Pulk Touristen eingeschlossen wurde, was sie gottergeben über sich ergehen ließ, ohne ihre kleinen Schritte zu verlangsamen, und keiner der (deutschen) Touristen sich scherte, konnte Frau G. nicht länger zusehen und musste sich scheren. Sie fragte. Frau B. krallte sich umgehend an ihr fest, atmete nun beängstigt schwer und wiederholte die Worte „Bus“, „da hinten“, „zu spät“ in einem fort.

Sofort-Maßnahmen, z.B. das Aufholen jener treulosen Bande, die Frau B. im Stich gelassen und inzwischen die Spitze des Berges erreicht hatte, wurde durch damit unweigerlich verbundenes Alleinsein Frau B.'s bzw. deren Missbilligung desselben vereitelt. Noch immer klammerte sie sich an Frau G. und deren Rad, man stand und harrete. Die Dinge kamen nicht, also musste man zu den Dingen – zum Bus, der seit bereits zwanzig Minuten auf Frau

B. wartete, wenn man denn davon ausgehen wollte. Frau B. und Frau G. wollten.

Ein beherzter Versuch, Frau B. auf den Gepäckträger des Rades zu bugsieren, gelang trotz gegenteiliger Behauptungen Frau B.'s. Natürlich war wegen absoluter Über-Abenteuerung an In-die-Pedale-Treten nicht zu denken, also schob Frau G., deren Kreislauf mit dem der alten Dame recht schnell konkurrieren konnte, alles – Fahrrad, Frau B., Tasche hier Tasche dort – den Berg hinauf. Auf Nachfrage bestätigte Frau B., den gesamten Tag im Park Sanssouci verbracht und bei sommerlichen Irrsinnstemperaturen mehrere Kilometer zu Fuß zurückgelegt zu haben. Man pausierte häufig, da der Gesundheitszustand Frau B.'s Anlass zur Sorge gab. Keine der beiden Damen hatte auch nur einen Tropfen eines Getränks bei sich. Frau G. sprach beruhigend und lenkte schlau mit Fragen („Na, erstes Mal in Potsdam?“ – „Nein, ich war schon oft hier, man kommt ja sonst nicht raus.“) ab. Oben angekommen, glitt Frau B. vom Rad, man ging zu Fuß zum Parkplatz.

„Wie sieht der Bus denn aus?“

„Grün... Doppelstock...“

„Ah ja. – Hier ist kein grüner Doppelstockbus.“

„Die sind ohne mich los gefahren! Ohne mich! Das machen die, das hab ich schon gehört, was mach ich denn jetzt, jetzt sitz ich hier fest, die sind einfach ohne mich.“

Kleine Hysterie, dann zielloses Laufen von einem Bus zum nächsten. Böse Gesichter sagen böse Sätze: „Die ist nicht von uns.“ – „Die kennen wir nicht.“ Das Tagesausflugsgeschäft ist hart, jeder Busplatzinhaber sich selbst der nächste. Nach wenigen Minuten ist klar: Der Nachbar von Frau B. hat nicht nach rechts oder links geschaut, ob dort auch fein besetzt ist. Der Reiseleiter, so es einen gab, hat nicht durchgezählt. Frau B. ist in Potsdam gelassen, vergessen, nicht abgeholt worden.

Frau G. geleitet die Fassungslose hinter die parkenden Busse, in den Schatten, auf einen umgestürzten Baumstamm. Hinsetzen, Beine hoch, mal Durchatmen. Ganz ruhig, wird alles. „Haben Sie ein Schreiben, einen Brief, vom Reisebüro oder so? Irgendwas?“ Frau B. schiebt resigniert die Tasche rüber, die Frau G. mit aller Diskretion trotzendes Händen öffnet. Gleich obenauf knittert ein Briefumschlag, an Frau B. adressiert, geöffnet. Es ist das Schreiben („Herzlichen Glückwunsch! Sie haben GEWONNEN, Frau B.!“) einer windigen Postfach-Firma, deren Telefonnummer mit 0180 beginnt. Der Gewinn ist eine Tagesreise nach Potsdam plus Verkaufsveranstaltung plus plus plus, alles für läppische 198 Euro. Das sieht nicht gut aus, gar nicht gut sieht das aus.

Frau G. will nach ihrem Mobiltelefon greifen, das sich jedoch nicht in der Tasche befindet, da sich ja zum Behufe der Entspannung aufs Rad begeben wurde. Ein Blick gen Himmel, dann gen Rückspiegel des Busses, hinter dem die beiden Damen hockten. Ein paar skeptisch geschürzter Lippen, eindeutig neugierige Augen, Grinse-Fältchen und, das Zünglein an der Waage: Berliner Kennzeichen, Bundespresseamt. Leerer Bus, gelangweilter Busfahrer, im schönsten Berliner Dialekt sich nähernde Frau G. Mit dem Schreiben winkend, das der Busfahrer sofort unter Absonderung verächtlicher Grunzer las, aber viel musste nicht erklärt werden: Da saß ein Profi. „Kannste abschmatzn. Wennde hier anrufen tust, jeht's eh immer nur ‚Drücken Sie bitte die 1, wenn Sie...‘ usw., kannste abschmatzn. Polißei.“

Frau G. informierte Frau B. über die neuesten Entwicklungen. Die saß Pröppchen auf dem Baumstamm, war ganz verlegen, dass sie solche Umstände... und dass die einfach losgefahren seien! Da brachte der Busfahrer ein Wasser plus Plastikbecher, spendiert, Frau G. war gerührt, Frau B. schüttete die Büchse eins zwei drei hinter. Wenn Frau G. fragte:

„Wie geht es Ihnen? Alles ok?“, sagte Frau B. jedes, wirklich jedes Mal: „Muss ja.“ Manchmal schloss sich ein „Wenn man allein ist, ich meine, man muss ja froh sein, dass man noch so einigermaßen alleine klarkommt, nicht.“ an, zweimal auch das Frau G. sehr berührende „Ich hab ja niemanden mehr, wissen Sie.“

„Der wär ja sofort seinen Job los bei uns. Wenn der nich durchsäht, nee, der wär sofort seinen Job los. Diese Wald- und Wiesen-Unternehmen, das kannste alles abschmatzen.“ Der Busfahrer kam. Die Polizei hatte ihn an die 112 verwiesen, die seien für verwirrte alte Damen auf Busparkplätzen zuständig. Nun sollte die 112 gleich da sein. Immer wieder betonte Frau B. welche Sauerei das sei, dass die anderen einfach ohne sie... „Wenn's janz blöde läuft, räumen se der grade die Bude aus jetze“, raunte der Busfahrer Frau G. ins entsetzte Ohr. „Ja, det jibtet! Die organisiern so ne Butterfahrten und denn sammeln se die alle ein und denn wissen se ja dass die weg sind und denn wird die Bude ausgeräumt.“ Frau B. hörte das nicht, Frau G. zischte: „Aber sie HAT doch nüscht!“

Blaulicht, Sirene, helle Aufregung, hierher bitte. Erklärung des Sachverhalts durch Frau G. Guter Sanitäter, böser Sanitäter. Letzterer: „Wat ham WIRn damit ßu tun, der jeht's doch gut!“ Guter Sanitäter: „Ich biep mal die Polizei an, kann aber bisschen dauern, ich sag, es ist nicht SO dringend, ja?“ Frau G. und Frau B. nickten, letztere: „Tut mir leid, dass Sie jetzt umsonst gekommen sind.“ Böser Sanitäter: „Det sagen Se mal dem, der gerade annem Herzinfarkt stirbt.“ Frau G. „Schreiben Se sich Ihre Sprüche in Ihr Tagebuch.“ Der Busfahrer: „Die Bullen ham mir aber jesagt ich soll euch anrufrn!“

Sanitäter ab, das Warten auf die Polizei begann. Mantrös wurde von Frau G. „Sie schlafen heute in Ihrem Bett, das verspreche ich Ihnen!“ in Frau B.'s Gesicht gesagt. Der Busfahrer wiederholte mit ähnlichem Verve, dass ein solches Verhalten in seiner Firma nicht geduldet, ja das dieser Busfahrer nicht nur gefeuert, sondern regelrecht bestraft würde. Plötzlich: Auftritt Reiseleiterin der Bundespresseamt-Truppe, Erklärungen allerorten, sehr emphatische Dame, jetzt waren es schon drei Personen, die sich um Frau B. sorgten. Dank der Sanitäter-Einlage kamen auch immer mal Touristen vorbei, deren Bus a) noch da stand, aber b) erst in einer halben Stunde fuhr, um sich am Elend zu weiden. Ihre Freude, zur rechten Zeit am rechten Ort zu sein, wurde schlecht verhohlen. Frau B. nahm's gelassen und erklärte jedem, der es wissen wollte, was ihr passiert war. Der Busfahrer erklärter unterdessen Frau G., dass sein „Guide“, wie er die Gruppenführerin nannte, private Probleme hätte und „unter Strom“ stünde, außerdem „bisschen neben der Kappe, also nich so helle, weißte“ sei. Zudem habe er ja Schröder gewählt, es gab ja keine Alternative, aber was jetzt passiere, das habe er im Prinzip schon „damals“ vorausgesagt, das sage er nicht einfach so daher, da lüge er nicht, er habe das alles kommen sehen, wie das jetzt käme mit Deutschland. Frau G. nickte, kümmerte sich mechanisch um Frau B. („Wie geht's?“ – „Muss ja.“) und sehnte die Polizei herbei. Die kam, und alles nahm ein schnelles Ende.

Guter Polizist und guter Polizist, diesmal. Sehr routiniert informierten der Busfahrer und Frau G. je einen Beamten, die daraufhin mit einem „Na, alles ok?“ bei Frau B. vorstellig wurden, was zu der erwarteten Antwort (s.o.) führte. Kurz wurde überdacht, Frau B. im Dienstwagen nach Hause zu fahren („Wie wär's, hm: Mit Blaulicht über die Autobahn?“), was zuerst ein Kichern, dann ein erschrockenes Abwehren wegen der zu großen Umstände zur Folge hatte. Sie könne auch mit dem Zug fahren. Dies griffen die Beamten auf, nahmen sie bei der Hand, packten sie in den Wagen und fuhren zum Bahnhof. „Ich meld mich mal, wenn ich wieder hier bin“, sagte Frau B. am Ende vieler vieler Dankesbekundungen.

Der Busfahrer winkte, Frau G. stieg aufs Rad, die Touristen rannten in ihre Busse. Und der Sommer war immer noch sehr groß.

Meine Mutter!

Beten im Bus

Von Siobhan Groitl

Ein Singsang vom Sitz ganz vorn... Wir hören zu...

„Meine Mutter ist so groß wie ein Haus, meine Mutter kann ein Haus mit dem kleinen Finger hochheben, Meine Mutter kann das Wartehäuschen mit einem kleinen Zähnchen in Stücke schlagen. Meine Mutter kann einen Elefanten mit einem Finger hochheben, meine Mutter kann ein Schwein schlachten, ganz allein...“

So gewappnet sitzt der kleine Junge oben im Bus, ganz sicher in der großen Stadt.

Wir, Erwachsene, Fremde, lächeln in uns hinein und – kurz – andere an...

So gewappnet lässt sich's gut leben...

Wir denken an Müttern.

Wann haben wir Angst bekommen?

© POTZDAM 2003 – Siobhan Groitl

Das S in SM

Fimon mailt mir

Von Patricia E.

Viele Menschen scheinen nicht zu wissen, über welche E-Mail-Adressen sie verfügen, stecken aber mit ihren haltlosen Vermutungen über ihr Postfach den gesamten Bekanntenkreis an. Und natürlich gibt es auch böartige Menschen, die wissentlich falsche E-Mail-Adressen angeben. Weil es solche Leute gibt, bekomme ich mehrmals wöchentlich Kettenbriefe eines pubertierenden Mädchenzirkels, den ich nicht kenne, Ergebnisse einer Doppelkopfrunde, der ich nie angehört, Beschwerden über Gästebucheinträge, die ich nie vorgenommen, und manchmal auch Antworten auf Kontaktanzeigen, die ich niemals aufgegeben habe.

Fimon P. bedankte sich neulich bei mir für meine "Anzeige im Internet", er suche nämlich eine Sklavin für die üblichen Haudrauf-Spielchen und Facesitting. Fimon? Wer ist dieser Fimon?

Man stelle sich vor: Eine Boxbude auf einem ziemlich abgewracktem Jahrmarkt. animateur, Chef und einziger Boxer: Karl-Heinz "Kalle" P. Hatte früher mal einen ziemlichen Wumms, kann aber mittlerweile schon froh sein, wenn er nach einem Abend in der Boxbude kein Fall für die Notaufnahme ist. In diesen wirtschaftlich schwierigen Zeiten ist aber an Ruhestand nicht zu denken, und deshalb steht Kalle auch in seinen frühen Fünfigern noch jeden Abend im Ring. Heute Abend fällt es ihm aber besonders schwer, weil seine Frau Rosi sich schon seit dem Nachmittag in den Wehen windet. Zwar ist sie in bester ärztlicher Behandlung, aber Kalle ist ein moderner Vater und möchte gerne mitansehen, wie sein Erstgeborener sein Köpfchen aus der Vulva seiner Frau streckt. Und weil Kalle heute so schrecklich unkonzentriert ist und seine Gegner jung und kräftig sind, verliert er im Kampf beide Vorderzähne und einen Teil seines Lippenfleischs. Das ist für Kalle, der schon ganz andere Dinge erlebt hat, nicht weiter tragisch, als er jedoch den Namen seines Kindes zu

den Akten geben soll, kann er kein S mehr artikulieren.

Fimon ist von klein auf der Spott aller Jahrmarktskinder, entwickelt bizarre sexuelle Neigungen und mailt Jahre später an die Adresse der Verfasserin ziemlich wirres Zeug. Eine tragische Geschichte.

© POTZDAM 2003 – Patricia E.

| TAGEBUCH |

Große Postgeheimnisse

Agenten begegnen sich

Von Mathias Deinert

Es brüllte jemand ins Hausflur „Hallo... Hallo?“ und nach einer Pause „Ist hier jemand?“ Verwunderlich, denn im Zeitalter unglaublicher Vereinfachungen des menschlichen Lebens (z.B. Türklingeln) sollten Rufe unnötig sein. Ich lief der Frauenstimme entgegen. Abermals wurde hineinkrakeelt. Es war die Postfrau. „Ich habe hier zwei Zustellungsaufträge für Ihre beiden Familien.“

Nun ja. „Guten Morgen!“ lachte ich ihr zu – aus meinem Schlafanzug: Immerhin war es Sonnabend, Frühstückszeit und ich auf Besuch im Elternhaus – aber allein, weil Eltern verreist. Die pferdeschwänzige Frau starrte mich an. „Wer sind Sie?“ Ich schmunzelte: „Ich gehöre zu einer der beiden Familien hier.“ Trotzdem blieb sie misstrauisch: „Und Sie sind genau... der...?“ Ich gab Auskunft. Dann nahm sie sich (den Blick auf mich gerichtet) die zwei Zustellscheine vor wie jemand, der jetzt noch mal ein Auge zudrückt. Inzwischen fror ich.

„Also schön: Datum–so–Uhrzeit–so–Ort–und... Wie heißen Sie?“ Ich gab Auskunft. „Nummer–so–Straße–so–Zustellbezirk–so. NocheinmalhierdasGleiche, Nummer–so–Straße–so–Datum–so...“ Ich blickte auf die Uhr: „Müssen Sie denn jedesmal, also bei jedem Zustellungsauftrag solche A4-Bögen ausfüllen?“ Sie nur: „Jaaa...“ ohne den Blick auf mich zu richten. „Ich habe heute NUR Zustellungsaufträge.“

Nun scheint eine nette Plauderei zu entstehen: „Ach,“ bin ich verduzt, „wie viele müssen Sie denn heute noch austragen?“ Sie sieht mich daraufhin schweigend an. Sie mustert mich. Dann sagt sie kalt: „Postgeheimnis!“ und gibt mir während meines Wartens nicht etwa die Umschläge schon – die hat sie beim Schreiben unter die Zustellungsauftragsformulare geklemmt. Sicher ist sicher.

Ich will indessen den Verdacht der Aushorcherei von mir wenden: „Naja, ich wollte nur ganz unbestimmt fragen: Müssen Sie heut' noch viel tun, oder isses wenig?“ Jetzt unterbricht sie das Ausfüllen und stützt ihre Arme in die Hüften: „Ich will mal SO sagen: Warum soll ich Ihnen eine Information verraten, die für Sie doch völlig uninteressant zu sein hat, hä?“ – „Tja, ich wollte nur freundl...“ – „Im Moment, soviel kann ich Ihnen sagen, hab ich hier ZWEI Zustellungsaufträge. Alles andere ist Postgeheimnis!“

Ich schweige.

Als sie die Umschläge an mich gibt, wünsche ich: „Schönes Wochenende noch – und einen schönen Feierabend!“ – „Ha,“ lacht sie, „bis da ist's noch lang hin!“ und bricht mit nur einem läppisch hingeworfenen Satz ein entsetzlich großes Postgeheimnis. Au wacker!

© POTZDAM 2003 – Mathias Deinert

| STÄNDIGE AUTOREN |

Mathias Deinert

Jahrgang 1977, lebt, liebt und wirkt in Potsdam und Guben.

M. Gänsel

geboren 1972, kommt aus Guben und wohnt in Potsdam-West.

Markus Wicke

seit 30 Jahren Altmärker, seit 10 Jahren Potsdamer.

P. Brückner

1971 in Oschersleben (nicht Aschersleben) geboren, wohnt seit 1996 in Potsdam-West.

Siobhan Groitl

Jahrgang 1971, Bayerin, Potsdam-studiert, wohnhaft in Berlin.

Andreas Kellner

gebürtiger Uckermärker (1979 in Schwedt), seit 1998 Student in Potsdam, Redakteur beim "bernd" (Studizeitung für Potsdam).

Astrid Mathis

alt genug, um Texte zu verfassen, lebt und leidet seit 4 Jahren in Golm und Berlin.

ThiloS

Jahrgang 1966, Wessi, schön, gutaussehend, erfolgreich! Und ein Lügner. Mehr unter <http://www.hinrichtungskomitee.de>.

Marco Schicker

geb. 1971 in Berlin, lebt z.Zt. als Kritiker und freier Autor in Budapest.

Hans-Jürgen Schlicke

1956 geboren, Berliner. Hat aber im Grunde genommen nichts gegen Potsdamer.

Sandra Schramm

geboren und eine ganze Weile in Dessau gelebt; studieren gewollt, in Potsdam gelandet.

Diana Stübs

21, Ostseekind, ledig.

| REDAKTION |

Mathias Deinert, M. Gänsel, Markus Wicke

KONTAKT |

redaktion@potzdam.de